



## Nobels Heiligenschein

*William S. Schlämm in  
„Zeitbühne“, Juli/sep. 1972*

Im „New Statesmann“, Englands (und wohl ganz Europas) ernsthaftester sozialistischer Zeitschrift, war am 10. März 1972 diese grundsätzliche Erklärung des Chefredakteurs zu lesen: „Es ist schließlich das Wesen jedes internationalen Preises, daß er seinem Empfänger die Zustimmung des Auslandes übermittelt. Für einen Wissenschaftler, einen Schriftsteller, für jede private Person mag das kein Problem schaffen. Aber ein Politiker ist da in einer ganz anderen Kategorie. Pflichtgemäß untersteht er nur dem Urteil seiner Mitbürger zuhause; und in seinem Falle ist es eine Keckheit, wenn es irgendeiner anderen Körperschaft erlaubt wird, ihr Urteil zwischen den Politiker und seine Wählerschaft zu schieben, der allein er zu dienen hat. Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendein Politiker Schwierigkeiten haben könnte, das zu erkennen. Hingegen ist es zweifellos schwieriger für Leute mit oligarchischen Neigungen.“

Diese kluge sozialistische Beobachtung erschien anläßlich der Verleihung des europäischen Karls-Preises von Aachen an den Rechtssozialisten Roy Jenkins, einen Feind des linkssozialistischen „New Statesman“. Aber natürlich hätte sie auch anläßlich der Verleihung des Friedens-Nobelpreises erscheinen können. Wäre sie also schon im September 1971 erschienen, wäre es den Führern der CDU etwas leichter gefallen, sich von einem geradezu schicksalhaften Schock zu erholen. In Deutschland nämlich gilt die Verleihung des Friedens-Nobelpreises immer noch als Verleihung des Heiligenscheins. Und da ging sogar der kluge CSU-Höcherl in die Knie.

„Die Keckheit“ (um mit den klaren Worten des sozialistischen „New Statesman“ zu reden), daß irgendeiner ausländischen Körperschaft „erlaubt wird, ihr Urteil zwischen einen Politiker und seine Wählerschaft zu schieben“, wurde von der deutschen Presse noch zur zweiten Potenz erhoben: Sie hat einfach geleugnet, daß es sich im Falle Willy Brandts um eine Körperschaft seiner alten und ergebenen Parteigenossen gehandelt hat. „Die Welt, die mit Willy Brandt Deutschland geehrt hat“ war bloß ein fünfgliedriges Komitee des norwegischen Parlaments, das den Friedens-Nobelpreis vergibt. Es besteht aus zwei Linkssozialisten, zwei „Liberalen“ vom Zuschnitt Walter Scheels (und seiner Abhängigkeit vom Gefallen) und aus einem „Bürgerlichen“, der ein alter Duzfreund Willy Brandts ist. Daß ein

deutscher Sozialist von dieser fünfgliedrigen Gruppe in seinem Wahlkampf gegen die CDU unterstützt wird, konnte Eindruck nur auf Leute machen, die immer noch an den Storch glauben und auch sonst wenig von menschlichen Beziehungen wissen.

Ein einziges Mitglied des Bundestages hätte seine naiven und frappten Kollegen über das Kinder- und Nobelpreiskrieg aus gründlicher eigener Kenntnis aufklären können — nämlich der Bundestagsabgeordnete Willy Brandt. Und nicht nur, weil er weiß, wie er 1971 zu dem Friedens-Nobelpreis gekommen war; sondern auch weil Willy Brandt schon vor 37 Jahren fleißig mitgeholfen hat, einen Friedens-Nobelpreis als politischen Hilfsbeitrag zu erwirken. Ich meine die Bemühungen, den Friedens-Nobelpreis für Carl von Ossietzky zu beschaffen.

Viele Leute waren an dieser wohlorganisierten Aktion von 1934 und 1935 beteiligt (in äußerst bescheidenem Maße auch ich), aber niemand eifriger als der junge Willy Brandt. Er war nämlich bereits Mitglied der norwegischen Arbeiterpartei geworden, war der skandinavische Repräsentant der SAP und des sozialistischen „Neu-Beginnen“, und überhaupt der nordeuropäische Platzvertreter der ganzen anti-nazistischen Opposition. Also liefen alle Fäden, von Ossietzkys Freunden in der ganzen Welt gesponnen, in seinen Händen zusammen. Brandt war unermüdlich. Ihm, der an Ort und Stelle lebte, konnte man nichts über die wahre Schwierigkeit der Preisverleihung vormachen: daß es sich darum handelte, fünf norwegische Abgeordnete herumzukriegen. Brandts (unsere) Hauptschwierigkeit bestand darin, daß wirklich niemand behaupten konnte, Carl von Ossietzky habe den Frieden der Welt gefördert. Vielmehr wußte die ganze Welt, daß Carl von Ossietzky nicht den geringsten Einfluß auf die politische Friedensentwicklung der Welt nehmen konnte — nicht nur weil er seit drei Jahren in einem Konzentrationslager verschwunden war, sondern weil Carl von Ossietzky nie ein wirksamer Politiker gewesen ist. (Er war ein tapferer und unbeugsamer Journalist, ein Gentleman und ein scheuer Eigenbrötler, der es auch in der allerkleinsten politischen Gruppierung nie lange aushielt — geradezu das Schulbeispiel eines Anti-Politikers.) Unser einziges Argument war, daß die fünf Norweger mit der Verleihung des Friedens-Nobelpreises einem gequälten Menschen persönlich helfen könnten. Und dieses Argument reichte, zu unserer Überraschung, weil den fünf Norwegern beigebracht werden konnte, daß es hier eine Gelegenheit gäbe, den Torturmeistern deutscher Konzentrationslager einen viel-

leicht wirksamen politischen Schlag zu versetzen. Ich kann bezeugen, daß es Willy Brandt während dieser ganzen Kampagne nie eingefallen ist, die schlechthin irrsinnige Behauptung aufzustellen, Carl von Ossietzky sei ein entscheidender Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens zu verdanken. Brandt (wie wir alle) argumentierte, verhandelte, beschwor, intriguierte mit einer einzigen Absicht und einem einzigen Argument: die fünf norwegischen Abgeordneten könnten einem gequälten Opfer Hitlers und damit der anti-nazistischen Opposition helfen.

Daß die Aktion gelang, war umso erstaunlicher, als die norwegische Arbeiterpartei damals noch keineswegs einen all-herrschenden Einfluß im norwegischen Parlament hatte. Den errang sie erst einige Jahre später — und sie hat ihn seither ununterbrochen ausgeübt. Was Willy Brandt 1935 für Carl von Ossietzky erreichte, ist seither, für die Kommandanten der norwegischen Arbeiterpartei, zum einfachsten Kinderspiel geworden: den Friedens-Nobelpreis für einen bedrängten Sozialisten zu sichern. Vor 1946 war das gar nicht so leicht. Der Friedens-Nobelpreis 1939, zum Beispiel, sollte an Neville Chamberlain gehen, den Schirm-Herrn von München — bloß deshalb, weil es damals im norwegischen Parlament etwa genau so viele Anhänger des Chamberlainschen „Appeasement“ gab, wie es dort heute Anhänger der Brandtschen „Entspannung“ gibt (und aus den gleichen Gründen). Die Vor-Verabredung innerhalb des preisverleihenden norwegischen Komitees verliefen durchaus aussichtsvoll für den unglücklichen Neville Chamberlain (auf seine Art ebenso ein gequältes Opfer Hitlers wie Carl von Ossietzky) — als dann plötzlich, im September 1939, eben der Weltkrieg ausbrach, den Chamberlains „Appeasement“ herbeigeführt hatte. So kam der arme Mann um seinen Friedens-Nobelpreis. (1933 war der Friedens-Nobelpreis, wie man in Malcolm Muggeridges „The Thirties“ auf Seite 160 nachlesen kann, einem gewissen Benito Mussolini zugedacht. Warum der ihn dann doch nicht erhielt, weiß man nicht.)

Der Zweite Weltkrieg vermasselte nicht nur den Friedens-Nobelpreis für Neville Chamberlain, sondern unterbrach die ganze Preisverteilung für einige Jahre. Nach dem Ende Hitlers kehrte die norwegische Arbeiterpartei nach Oslo zurück, und Willy Brandt nach Berlin — beide nunmehr an der politischen Macht. Seither geht der Friedens-Nobelpreis mit Vorliebe an Opponenten des „Kapitalismus“ — sogar an solche Käuze wie an den Amerikaner Linus Pauling. Dieser Pauling, ein nicht

unbegabter Chemiker, erhielt 1962 den Friedens-Nobelpreis aus keinem anderen Grund als wegen seiner überhitzten, komischen, amateurischen Kampagne gegen den „amerikanischen Imperialismus“. In diesem Fall freilich war die Absicht der norwegischen Linksozialisten, die inner-amerikanische sozialistische Opposition zu stärken, zu offenkundig, weil der Preisempfänger einfach zu albern war: Kein Mensch in Amerika nahm ihm nach der Preisverleihung ernster als vorher; und ganz gewiß hat es in den Vereinigten Staaten auch nicht einen einzigen närrischen Hippie gegeben, der diese Preisverleihung für eine Ehrung Amerikas gehalten hätte. Sofern man sich an Linus Pauling überhaupt noch erinnert, lacht man. Ihm wurde mit dem Friedens-Nobelpreis nicht ein Heiligenschein, sondern die Narrenkappe aufgesetzt.

Bei der Verleihung der Nobelpreise für Literatur geht es in den letzten Jahren noch komischer zu. Die kriegen seit zehn Jahren fast nur noch deklarierte, unverhüllte Kommunisten — wie der jugoslawische Kommunist Ivor Andic, der italienische Kommunist Quasimodo, der französische Kommunist Jean-Paul Sartre (der immerhin wenigstens gesinnungsfest genug war, den Nobelpreis nicht anzunehmen), der chilenische Kommunist Pablo Neruda. (Als Neruda sich, zusammen mit Willy Brandt, 1971 bei den skandinavischen Linksozialisten für den brüderlichen Gruß bedankte, veröffentlichte dieser unbeugsame Stalinist gleichzeitig eine Treue-Kundgebung an Moskau.) Die halsstarrig auf den Literatur-Nobelpreis schielenden Deutschen Heinrich Böll und Günter Grass haben ihn nur deswegen noch nicht erhalten, weil sie sich noch immer nicht zum Kommunismus bekennen. Der bei weitem aussichtsreichste deutsche Kandidat für den literarischen Nobelpreis (der von schwedischen Linksozialisten verwaltet wird) wäre gewiß Ulrike von Meinhof gewesen, hätte das arme Mädchen nur nicht etwas zu früh die Geduld verloren und wäre sie nicht, anstatt noch zwei, drei Jahre Leitartikel für *konkret* zu schreiben, verbiestert in einer Mordbande untergetaucht. Im Augenblick scheinen mir Hans Magnus Enzensberger und ein gewisser Zwerenz die aussichtsreichsten deutschen Kandidaten für den literarischen Nobelpreis zu sein — obwohl ich nicht ausschließen möchte, daß Heinrich Bölls Chancen seit seinem Gnadengesuch für Ulrike von Meinhof gestiegen sein könnten.

Schwierigkeiten haben hingegen die schwedischen Linksozialisten mit den Nobelpreisen für Medizin, Chemie und Physik. Das sind Leistungsgebiete, in denen die Gelehrtenwelt mitent-

scheidet und revolutionäre Gesinnung allein nicht genügt. In den Naturwissenschaften handelt es sich um feststellbare, meßbare und von kompetenten Fachidioten überprüfbare Leistungen. In Literatur und „Friedenspolitik“ hingegen können skandinavische Linkssozialisten ihre subjektiven Maßstäbe anlegen — und der politische Erfolg dieser Preisverleihungsmethode gibt ihnen, wenigstens in Deutschland, durchaus recht. Nach allen Regeln der Vernunft müßten die naturwissenschaftlichen Nobelpreise sehr hoch im Kurs stehen, die politischen Nobelpreise hingegen nachsichtig belächelt werden. Das ist, wenigstens in Deutschland, genau umgekehrt. Jener junge Professor Mössbauer, der 1961 den Nobelpreis für Physik erhielt, bringt es nicht zustande, in Deutschland ein anständiges Laboratorium eingerichtet zu bekommen. Aber der deutsche Sozialist, dem seine norwegischen Genossen im Wahlkampf helfen wollten, wird im deutschen Bürgertum plötzlich als Heiliger verehrt.

Die meisten wissenschaftlichen Nobelpreise haben die skandinavischen Linkssozialisten zähneknirschend an Amerika vergeben müssen, wo in den Laboratorien noch fleißig gearbeitet wird; während die Nobelpreise für Literatur und Politik an Länder verteilt werden können, an deren Universitäten mehr demonstriert als gearbeitet wird, und deren Revolutionäre dementsprechend lautstark wurden. Trotzdem soll man nicht glauben, daß die norwegischen Linkssozialisten den Friedens-Nobelpreis an Willy Brandt bloß aus brüderlichem Interesse an seinen innerdeutschen Wahlerfolgen erteilt haben. Es war auch ihr Selbstinteresse im Spiel — nämlich ihre hartnäckige Sehnsucht nach einer „Finnlandisierung“ Skandinaviens. Das ist das mehr oder minder offen ausgesprochene Ziel ihrer Außenpolitik; und darum ist ihnen nichts erwünschter als eine „Neutralisierung“ Deutschlands — das Ausbrechen der Bundesrepublik aus dem NATO-Gefüge, ihr schrittweises Abrutschen in den sowjetischen Schutzbereich. In Willy Brandt haben sie nicht nur ein altes Mitglied der norwegischen Arbeiterpartei geehrt, sondern auch einen verlässlichen Verfechter ihrer neuen Außenpolitik. Soweit ist alles logisch, durchsichtig und einleuchtend. Die surrealistische Unwahrscheinlichkeit beginnt erst in Deutschland — mit dem Aufleuchten eines Heiligenscheins über dem Haupte des Willy Brandt und dem Aufleuchten anbetender Frömmigkeit in den Augen Hermann Höcherls.

